

Dea Loher
Rede zur Verleihung des Bertolt Brecht-Preises
am 16. Juli 2006 in Augsburg

Sehr verehrte Anwesende,

ich kann mich gut an den Tag erinnern, an dem das Telefon klingelte und eine unbekannte Dame aus Augsburg – Frau Leiprand, wie ich jetzt weiß - mir sagte, ich würde den diesjährigen Brecht-Preis bekommen. Das Telefon klingelte in Sao Paulo, wo ich zeitweise in einer Wohngemeinschaft lebe; in der Nacht zuvor war mein Mitbewohner wegen eines Blinddarmdurchbruchs notoperiert worden; ich kam gerade aus dem Krankenhaus, wo er zwischen zwei anderen Patienten in einem überfüllten Zimmer lag: einem glatzköpfigen Mann, dem nach beiden Beinen nun auch der eine Unterarm amputiert worden war, und einem anderen, der an eine Lungenmaschine angeschlossen war und dessen Handgelenke man an den Bettstäben festgebunden hatte; draußen hatte es ca. 35 Grad, und ich selbst mußte mit Schüttelfrost und einer ausgewachsenen Grippe ins Bett. Es dauerte eine Weile, bis ich unter meinem Haufen alter Decken diese Nachricht begriffen hatte: Brecht – und Augsburg – waren so weit weg!

Zu dieser Zeit hatte ich einen Text beendet, der mir ziemlich viel Kopfzerbrechen bereitet hatte, und von dem ich lange nicht gewußt hatte, ob ich ihn jemals würde schreiben können. Er heißt *Girl turns into white without number*. Ein für meine Verhältnisse kryptischer Titel, und auch der Text selbst ist eher hermetisch.

Ich will jetzt natürlich nicht über einen Text sprechen, den keiner der Anwesenden kennt, weil er noch nicht veröffentlicht ist. Aber ich möchte von dem Anlaß erzählen, aus dem heraus er entstanden ist, weil dies eine Erfahrung war, die mich nicht nur sehr deutlich an die Grenzen des Beschreibbaren geführt hat, sondern die das Schreiben für eine ganze Weile mit einem großen Fragezeichen versehen hat.

Vor knapp einem Jahr hielt ich einen workshop für Theaterstudenten. Ich wollte mit ihnen daran arbeiten, ein Stück zu schreiben, eine Szene wenigstens. Die Studenten verstanden kaum Englisch, und ich beherrschte ihre Sprache nicht. Es gab einen Übersetzer, Kamel, der, wie mir schien, auf eine großzügige Art manchmal eher Interpretationen schuf, aber er tat dies sehr liebenswürdig und in der offenkundigen Absicht, Konflikte zu vermeiden; wir kamen gut zurecht. Zum Aufwärmen sollten sich die Studenten miteinander eine kurze Geschichte ausdenken. Aber die scheinbar einfache Aufgabe erwies sich als schwierig. Für jeden Erzählschritt, für jeden Satz brauchten sie langwierige und lebhaft Diskussionen, während derer sie sich gegenseitig ins Wort fielen, an den Hemden zogen, zwischendurch wurden alle von

minutenlangen Lachanfällen geschüttelt, manchmal schlief einer ein, ein anderer rutschte unter den Stuhl, und ein dritter ging kurz in den Hof, wo ein kühles Lüftchen wehte. Ich betrachtete sie, während sie gestikulierten und lachten und stritten - verstand nichts, lauschte der Musik ihrer Sprache -, und irgendwann, wenn ich zu ungeduldig wurde, entschieden sie sich für den nächsten Satz, der mir – nach weiterem Hin und Her über den genauen Wortlaut – dann in kollektivem Einverständnis mitgeteilt wurde, so daß wir ihn endlich aufschreiben konnten. Einige Male kam es zu Tumulten und hitzigem Streit, und ich merkte an ihren Blicken, wenn es ernst wurde, und auch an der kopfschüttelnden Weigerung des Übersetzers, zu übersetzen. Weil ich nie den Grund und den Gegenstand des Streits erfuhr, konnte ich ahnungslos freundlich bleiben, und so war nach vielen vielen vielen Stunden eine kleine, fabelartige Geschichte entstanden. Die ging so:

Der Bauer Hodscha holt seine Mehlsäcke beim Müller ab, packt sie auf seinen Esel und geht nach Hause. Zuhause merkt er, daß er das Mehl unterwegs verloren hat. Also geht er mit dem Esel zurück, um das Mehl zu suchen. Diesmal kommt ihm auf dem Weg der Esel abhanden. Wieder zuhause, wird er deswegen von seiner Frau verprügelt, und daraufhin wendet Hodja sich an den Dorfvorsteher, der ihm rät, die Strecke noch einmal gründlich abzusuchen. Hodja weigert sich, er sagt: „Ich habe Angst. Ich habe schon mein Mehl und meinen Esel verloren, was soll ich tun, um nicht auch noch mich selbst zu verlieren?“

Es waren afghanische Studenten, die sich diese philosophische Frage stellten, und der workshop fand im Rahmen eines Sommertheater-Festivals in Kabul statt. Beides eine Initiative des dortigen Goethe-Instituts. Ein quirliger Haufen von ungefähr Zwanzigjährigen, die sich am frühen Morgen für unsere Sitzungen in der Uni trafen. Ich habe nie herausfinden können, was sie eigentlich genau den Rest des Jahres studierten, aber für die Zeit des Festivals waren sie wild entschlossen, sich im Stückeschreiben zu üben.

Es gab, das sei nicht verschwiegen, kein einziges Mädchen darunter.

Am zweiten Tag, als ich sie fragte, ob sie sich zuhause noch Gedanken über die Geschichte gemacht hätten, verblüffte mich einer der Studenten damit, daß er ansatzlos aufstand, und den ganzen Text herabratterte wie eine Nähmaschine. Ich dachte am Anfang, er habe - mißverständlich – sich bereits die Erzählerrolle angeeignet. Der Übersetzerklärte mich auf, daß es die normale Unterrichtsart ist, in der Schule und wohl auch in der Uni: den auswendig gelernten Text abzufragen.

Was soll ich tun, um nicht mich selbst zu verlieren?

Es fiel mir auf, daß diese Formulierung, dieser Gedanke bei den Studenten immer wieder auftauchte, nicht nur einmal, quasi als Apercu, es schien etwas zu sein, was sie nachhaltig beschäftigte. Zum Beispiel, so schlugen sie vor, sollte Hodja beim Dorfvorsteher nicht sagen „ich habe meinen Esel verloren“, sondern „der Esel hat mich verloren“ oder „das Mehl hat mich verloren“ oder

„meine Frau hat mich verloren“, und am Ende eben „ich werde mich verlieren.“

Bezeichnend ist auch, daß diese Formulierung des „sich Verlierens“ als Vorschlag für die Geschichte letztlich nie eine Verwendung fand. Sie wußten nicht, wie es nach dem „sich Verlieren“ weitergehen könnte, wie sie sich wieder finden könnten, sozusagen.

Deshalb war der Ausgang der Geschichte so: Hodjas Weg führt ihn zur Moschee, in die betende Glaubensgemeinschaft, und, nachdem er Rat bei seinem Mullah gesucht hat, findet er mit dessen Hilfe und mit Hilfe der Dorfbewohner den vermißten Esel im Hof des Vorstehers; dieser wird ob des Diebstahls abgesetzt, und Hodja löst ihn im Amt ab.

Die Geschichte, so viel war trotz der Diskussionen klar, wurde von den Studenten nicht wirklich neu erfunden. Sie variierten sie offensichtlich aus wenigen, bekannten Versatzstücken: so gehörten H. und sein Esel ebenso untrennbar zusammen wie der Mullah, der Dorfvorsteher und die prügelnde Ehefrau zu einer guten Geschichte gehören. Es scheint, als ob die Zeit, die Wirklichkeit, in der sie heute leben, die Studenten längst überholt hat, mit einer Geschwindigkeit, die ihre Fantasie, ihre Erzählfkraft so schnell nicht aufholen kann. Sie nährt sich noch mühsam und gewissermaßen staunend - staunend darüber, daß man ihn wieder verwenden darf - aus dem Fundus, aus der Literatur, deren Tradition durch den Krieg unterbrochen, in den Jahren der Taliban-Herrschaft verboten war, und deren Verbreitung mit dem Tod bezahlt wurde.

Es ist, als tasteten sie sich in ihren Gedanken erst ganz ganz vorsichtig an die wiedergewonnene Freiheit heran, die so groß auch wiederum nicht ist – als dürften sie immer noch nicht zu denken wagen, selbständig und kühn, und Entwürfe für die Zukunft machen. Und woher sollten sie all das auch plötzlich können.

Die Geschichte, die die Studenten erfanden, ist das Abbild eines archaischen Afghanistans, mit 2 Autoritäten, die eine staatlich, die andere religiös. Sie ist damit auch ein Abbild der heutigen Situation, nur ins harmlos-friedliche, ins beschaulich-idyllische gewendet. Ohne Glaubenskonflikte, ohne Panzer, ohne Minen, ohne die Gegenwart von ausländischen Soldaten, ohne Baustellen, ohne die mit Drogengeld finanzierten Paläste der Warlords, ohne Prostitution, ohne zerbrochene Familien, ohne Waisen, ohne Flucht, ohne Kriegskrüppel. Ins fortschrittlichere Repertoire dieser Geschichten dringen sie allmählich ein: die Taliban in Form von bärtigen Männern mit Gewehren, willkürlich beschuldigte und inhaftierte Zivilisten, korrupte Beamte, und Mütter, Ehefrauen, Schwestern, die zuhause auf ihre Männer warten. Die Struktur dieser Mini-Theaterstücke umfaßt maximal vier, fünf Handlungsmomente, sie dauern denn auch nicht länger als 15, 20 Minuten, sind pädagogisch-didaktisch und werden von wenigen engagierten Gruppen verfaßt, die damit Aufklärungsarbeit leisten wollen.

Von dem Bewußtsein und dem Selbstbewußtsein, daß sie über das, was im Theater erzählt wird, Einfluß auf gesellschaftliche Prozesse nehmen könnten,

oder diese zumindest kritisch begleiten, daß sie zur Entwicklung und Stärkung eines demokratischen Staates beitragen könnten, – davon sind die Studenten weit entfernt.

Und würden sie solche Anstrengungen wagen, würden sie ihr Leben dabei aufs Spiel setzen.

Auf dem Festival wurde „Romeo und Julia“ in einer radikal gekürzten und für den Islam tragbar gemachten Fassung gezeigt. Die Darstellerin der Julia wurde am Abend vor der Premiere unter Druck gesetzt, sie dürfe nicht auftreten – oder sie müsse damit rechnen, aus der Familie ausgestoßen zu werden. Die mutige Studentin spielte trotzdem, und nahm tränenüberströmt den Schlußapplaus entgegen. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist.

Obwohl Frauen offiziell zu jedem Studium zugelassen sind, und Mädchen die Schule besuchen sollen, würde, wer von ihnen Schauspielerin werden wollen würde, was in der Praxis so gut wie unmöglich ist, als bessere – oder schlechtere - Prostituierte gelten. Ebenso Mädchen, die auf die Idee kommen, sich auf der Bühne eines Schul- oder Unitheaters ausprobieren zu wollen, beim Spielen Spaß zu haben, falls sich denn die seltene Gelegenheit dazu bieten würde - wie während des Festivals.

Der SZ vom Dienstag letzter Woche entnehme ich einen Bericht, nach dem im Jahr 2006 (bis jetzt!) 100.000 Kinder weniger zur Schule gingen als im Jahr zuvor. An einer Moschee in Kandahar fand sich jüngst ein Zettel mit der Drohung, Mädchen, die die Schule besuchen, Säure ins Gesicht zu schütten oder sie zu töten. In den vergangenen Monaten, so heißt es in dem Artikel weiter, wurden mindestens 17 Lehrer ermordet.

Was soll ich tun, um mich nicht zu verlieren?

Meine zweite Begegnung mit Schreibenden:

Der Pen-Club Kabuls hatte von meiner Anwesenheit erfahren und wünschte dringend ein Treffen, wenn möglich sollte ich auch mit seinen Mitgliedern einen work-shop machen. Von diesem Angebot war ich einigermaßen verwirrt, ich ließ nachfragen, worüber? Die Antwort: nun, eben darüber, wie man schreibt. Ich schlug vor, daß wir uns erst mal kennenlernten sollten. Wer waren diese Leute, die Mitglieder des Pen-Clubs waren und lernen wollten, wie man schreibt? Oder konnte es ein Mißverständnis gegeben haben?

Wir trafen uns im Sitz des Clubs, einem leidlich instandgesetzten Haus mit einem verwilderten und ausgedörrtem Garten. Nach und nach trafen sie ein, ca. 25 Männer, die im Durchschnitt 15, 20 Jahre älter sein mochten als ich. Sie trugen ihre besten Anzüge, und wir nahmen in einer großen Runde um einen Tisch Platz, feierlich, als müßten wir ein Abkommen aushandeln und unterzeichnen. Die Männer sahen überhaupt nicht aus, wie ich mir Schriftsteller vorstellen würde, sondern trotz ihrer Anzüge, oder vielleicht gerade deswegen, wirkten sie wie ungebärdige Reiter, die man gerade von

ihrem Pferd geholt hat. Sie erinnerten mich an die mächtigen Bauern meiner Kindheit, wie sie da saßen mit ihren großen Händen vor sich auf dem Tisch, und in ihrem besten Gewand, das bei manchen eine Spur zu klein war, so daß ich meinte, die Brustkörbe müßten bald die Nähte aufsprengen und die Knöpfe davonfliegen lassen. Sie hatten die Gesichter von Menschen, die alle Jahreszeiten im Freien erleben.

Einer von ihnen machte den Wortführer. Sie hatten alle, so erfuhr ich, Gedichte, Romane, Erzählungen geschrieben, und nun arbeiteten die meisten für die lokalen Rundfunk- und Fernsehsender. Von den literarischen Werken allerdings war praktisch nichts veröffentlicht. Ich hatte mir eine lebhafte Debatte darüber vorgestellt, wie man ein literarisches Netzwerk und Leben in Kabul aufbauen könnte. Aber diese Männer diskutierten nicht, sie saßen reglos um den Tisch herum, und strahlten dabei eine große, wenn auch stumme Würde aus. Und es dauerte eine Weile, bis ich begriff, daß es sich offensichtlich nicht mit ihrem Ansehen vertragen würde, wenn sie eine Debatte untereinander oder mit mir beginnen würden. Dennoch schienen sie auf eine fast kindliche Weise darauf zu warten, einen Rat zu bekommen. Verkehrte Welt und eine unangenehme Situation, war ich selber doch voll des natürlichen Respekts für sie, die meine Väter hätten sein können.

Ich begann sie nach den Aktivitäten des Clubs zu fragen, und es stellte sich heraus, daß bisher noch gar nie ein öffentliches Treffen stattgefunden hatte. Niemand hatte eine Mitgliederliste angelegt noch irgendeine Art von Verteiler, die Anwesenden waren nach einem nicht zu durchschauenden System mündlich eingeladen worden. Es war auch niemand auf die Idee gekommen, ein Archiv der Manuskripte aufzubauen, und nicht einmal ein Verzeichnis der unveröffentlichten, aber vorhandenen Manuskripte gab es. Der Vorschlag, im 2-oder 4-Wochen-Rhythmus jeweils eine öffentliche Lesung aus einem der Manuskripte zu organisieren, wurde als bedenkenswert aufgenommen. Nach *ihren* Ideen gefragt, sagte der Wortführer, wenn ich 100.000 Dollar für eine Druckerpresse auftreiben könnte, wären sie sehr dankbar. Wir redeten völlig aneinander vorbei, und ich weiß nicht, für wen die Situation absurder war, für sie oder für mich. Am Ende dieser langen Sitzung kam ein junger schlaksiger Mann hinzu, der eine hitzige Rede hielt, in der er, wenn ich die vorsichtig diplomatische Übersetzung richtig interpretierte, sich gegen jede Einmischung von außen aussprach und auch gegen irgendwelche workshops von Leuten, die nichts von afghanischer Literatur verstünden.

Ich ging mit dem schalen Gefühl, ein Spiel gespielt zu haben, dessen Regeln ich nicht verstanden hatte, und einer Ahnung davon, welche verheerende Allianz der Stolz und das Stammesdenken auf der einen Seite, aufgezwungene und dann internalisierte Unmündigkeit auf der anderen Seite im Laufe von drei Jahrzehnten eingegangen waren.

Wenige Tage, bevor ich mit meinem workshop begann, wurde ich ins Feldlazarett eingeliefert, ins „Camp Warehouse“ der Isaf-Soldaten in der Wüste am Rande Kabuls; auf 2000 Meter Höhe, bei 40 Grad Hitze und nur

10% Luftfeuchtigkeit. Die Sicherheitskontrollen am Eingang des schwerbewachten Camps hatten fast eine Stunde gedauert. An der Straße dorthin, die nach Nordosten, Richtung Pakistan führt, befinden sich etliche militärische Versorgungseinrichtungen. Sie ist gesäumt von den ausgebrannten Autowracks, die Ziele von Anschlägen waren.

Ich war dehydriert, hatte Fieber, und bekam Infusionen, und die Militärärztin, die mich versorgte, machte Witze darüber, daß ich jetzt einmal richtig auftanken könnte. Keine Witze machte sie darüber, daß durch die fehlende öffentliche Kanalisation in der Stadt und die zahlreichen Schafherden, - Fettschwanzschafe, die sich hauptsächlich von Müll ernähren und deren Dung in der Hitze zu Staub zerfällt - die Luft in Kabul, vor allem im Sommer, völlig verseucht ist; sie weist den höchsten Fäkaliengehalt in der ganzen Welt auf. Dies ist einer der Gründe dafür, warum statistisch eines von vier Kindern das fünfte Lebensjahr nicht erreicht.

Ich lag auf meinem Lazarettbett, mit meinem schwarzen Rock über der weiten Hose und dem langärmeligen T-Shirt, einmal ohne Kopftuch, in einer Reihe mit ein paar Soldaten, die auch kollabiert waren, und dachte, was zum Teufel mache ich hier. Im hinteren Teil des Zeltes war ein Soldat damit beschäftigt, in einer Plastikschüssel den Abwasch zu erledigen. Es war, wie er mir sagte, ein ruhiger Tag.

Die Wege in dem Camp sind mit Schotter ausgelegt und rechts und links übermannshoch von Sandsäcken und sogenannten Escos flankiert; das sind tonnenförmige Behälter aus Draht, die mit Schotter und Sand gefüllt sind, um im Falle eines Granateneinschlags zu verhindern, daß die Splitter in der Gegend herumfliegen. Manchmal saßen in dem schmalen Gang vor dem Zelt ein paar Soldaten auf Feldhockern, um zu rauchen. Außer dem Brummen der Generatoren war es still. Und in der Stille die Anspannung.

Das Haus, in dem ich damals beherbergt war, liegt in Share Naw, einem besseren Viertel von Kabul. Es ist während der Unruhen in diesem Frühjahr von ca. 60 Männern gestürmt worden, die mit Kalaschnikows bewaffnet waren. Der Bewohner, ein deutscher Zollbeamter, war nicht zuhause, und es ist der Geistesgegenwart von Fahrrad, seinem Übersetzer, zu verdanken, daß die Männer das Haus nicht plünderten. Fahrrad befand sich zufällig auf dem Grundstück und behauptete kurzerhand, er, ein Afghane, sei der Besitzer.

Ich könnte noch weiter berichten, über die Gespräche mit den Straßenschreibern etwa, die ihre Tischchen mit den Schreibutensilien im Gerichtsviertel aufbauen, und für die Analphabeten Briefe schreiben und Formulare ausfüllen. Über die Fahrt durch vermintes Gebiet nach Baghram, zum Militärstützpunkt der US-Amerikaner. Oder, natürlich, über die Lage und Rolle der Frauen. Und all das würde noch keinen zureichenden Eindruck geben von der Mühsal des Alltags, den katastrophalen Lebensbedingungen, die für den Großteil der Bevölkerung gelten, die, wie gesagt, ohne öffentliche Kanalisation, ohne funktionierende Trinkwasserversorgung und mit einem

maroden Stromnetz zurecht kommen muß, und für die das alles als normal gilt, weil sie es nicht anders kennt.

Ja, man kann die Situation in Afghanistan analysieren, man kann sie sich verstehbar und verständlich machen; man kann sich an Zahlen und Fakten halten, aber das, was als Eindruck dahinter steht, das kann man, - so ist meine Erfahrung - kaum, gar nicht vermitteln: die Sinnlosigkeit. Ich hatte zwischendurch Gefühle der Apathie, der Hilflosigkeit, der Wut. Aber vorherrschend war das der Sinnlosigkeit allen menschlichen Tuns, der Sinnlosigkeit des Lebens. Ich fühlte mich ausgesetzt wie nie und nirgends zuvor.

Sie ist von Menschen geschaffen, von Menschen zu verantworten. Und darum umso weniger zu verstehen und zu akzeptieren.

Aber was heißt das: sinnlos.

Eines dieser oft mißbrauchten Wörter. Sinnlos. Sagt sich so leicht dahin. Sinnlosigkeit ist für mich nicht die Abwesenheit von Gott oder das Unvermögen, ihn zu erkennen.

Ich weiß nicht, ob mir ein Theologe recht geben würde, wenn ich sage: Sinnlosigkeit, das ist die Lücke, die auch ein Gott immer offen läßt. Und dahinter: das Nichts. Der Abgrund des Nichts.

Es gibt ein Gedicht von César Vallejo, dem peruanischen Dichter, das beginnt mit dem Satz:

„ ... und habe, mein Leben auszudrücken, nichts als meinen Tod.“

Aber was, wenn einer nicht einmal mehr seinen Tod hat, um sein Leben auszudrücken? Weil das Leben nichts wert ist, und weil der Tod nicht zählt?

Vielleicht sprachen die Studenten deswegen so oft vom „sich Verlieren“.

Vielleicht meinen sie das damit, das Wissen um die Entwertung ihres Lebens, den Verlust des Sinns.

Einer der Hauptantriebe meines Schreibens ist gleichzeitig auch Impuls und Handlungsmotiv für viele meiner Figuren: ein Gedächtnis zu schaffen, Dinge dem Vergeßen zu entreißen, sich zu erinnern, und dadurch eine Zukunft zu haben.

Schreiben, das heißt, Zusammenhänge suchen, Erklärungen, Hypothesen, auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit manchmal, aber diese Suche wird dann wertvoll, wenn sie sich von der Realität abfedert und Räume öffnet, die es so nur in der Sprache gibt und die unsere Wirklichkeit erweitern. Ich würde es ein „offenes Erinnern“ nennen: - ein entwerfendes, das ebenso nach vorne, in die Zukunft gerichtet ist, wie es die Vergangenheit als Quelle braucht, und die Gegenwart als Spielfeld. Schreiben als Forschung und Entwurf, über und von menschlichem Zusammenleben.

Die Afghanistan-Erfahrung war und ist deswegen so radikal für mich, weil einerseits die wirkliche Wirklichkeit so übermächtig war, daß es mir unmöglich schien, sie in eine Form von fiktionaler Literatur zu transformieren – was meine Aufgabe gewesen wäre -, und weil andererseits der Sinnverlust so grundsätzlich war, daß er jede Form des Schreibens vernichtete, - auch den Versuch, „nur“ berichten zu wollen. Es ist, ich kann es nicht anders beschreiben, eine Sinnlosigkeit, die auch in die Wörter eindringt, und sie bedeutungsleer zurückläßt.

Ich weiß nicht, ob das für Sie nachvollziehbar ist. Denn ich kann ja reden darüber, jetzt, und trotzdem ist mir immer noch so, und ich glaube, dieser Zustand wird anhalten, als könnte ich das Wesentliche nicht fassen. Mit diesem Paradox muß ich leben.

Ich weiß auch nicht, ob die Tatsache, daß viele Soldaten aus Kriegseinsätzen oder sog. post-conflict-Ländern zurückkommen und über ihre Erlebnisse schweigen, damit zusammenhängt. Abgesehen davon, daß sie, medizinisch gesehen, unter dem Schock traumatischer Erlebnisse stehen.

Aber es muß auch etwas mit dem Verlorengang von Sprache zu tun haben. Dem Ursprünglichen: Fehlen von Worten. Dem Verlust eines Bindeglieds, in dem sich Sinn herstellt: nämlich dem ordnenden, auch spielerischen Zugriff der Sprache. Etwas Selbstverständliches wird zerstört. Der normale Vorgang, die Sicherheit, das, was ich fühle und erlebe, in Worten ausdrücken zu können, ist zerbrochen.

Die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß es bald keine ausländischen Privatpersonen mehr gibt, die Afghanistan besuchen werden. Die Taliban, mit Stützpunkten im Süden des Landes und an der Grenze zu Pakistan, warten darauf, das Land zurückzuerobern.

Ich will niemanden dazu aufrufen, sich in Gefahr zu bringen, und nachdem, was ich erzählt habe, mag es naiv und utopistisch erscheinen, und dennoch: die Arbeit mit afghanischen Studenten, der Austausch mit Wissenschaftlern, Künstlern und Intellektuellen, ist eine der wenigen Möglichkeiten, das Land aus der Isolation zu nehmen. Das Goethe-Institut hat dabei, das will ich aus gegebenem Anlaß gern betonen, eine nicht zu überschätzende Rolle. Aber es hat diese nicht zu überschätzende Rolle überall auf der Welt, nicht nur dort, wo gerade eine Krisensituation herrscht; denn wenn diese Form des kulturellen Austausches und der Zusammenarbeit zwischen Ländern keinen Wert an sich mehr darstellt, aus dem sich auch eine verdamnte Pflicht für ein immer noch verdammt reiches Land ableitet, dann sind wir ohnehin verloren, dann haben wir gegenüber der totalen Ökonomisierung der Welt und der politischen und religiös-fundamentalistischen Instrumentalisierung ihrer Regionen kapituliert.

Am Ende dieses Weges würden wir unsere Sprache verlieren. Die Schönheit, die Freiheit, die Phantasie, die Kraft der Sprache.
